

An Igors Worte musste ich denken, als ich 2012 erfuhr, dass mit einer Restaurierung der Kirche begonnen wurde. Hatte Igor beharrlich zehn Jahre lang auf seinen Vater, den Gas-Oligarchen, eingewirkt, um ihn von der Notwendigkeit einer stillen Gabe zu überzeugen? Oder hatte der Sohn inzwischen das Imperium geerbt und den ihm zugeflossenen Reichtum für sinnvolle Zwecke eingesetzt? Oder waren beide ganz unbeteiligt an der Finanzierung der Restaurierungsarbeiten, hatten Stadt, Land und Kirche die erforderlichen Gelder aufgebracht? Meine Spekulationen führten ins Leere.

Igor musste den Taxifahrer vorab angemessen entlohnt haben, denn der Wagen wartete an der Stelle, an der wir ausgestiegen waren. Es war mehr als eine Stunde vergangen. Mein Begleiter weigerte sich, mich an der nächsten Busstation abzusetzen. Ehrensache, dass er mich nach Trouville bringen würde, für heute sei ich in seiner Obhut.

Zwanzig Kilometer, und für ihn auch noch die Rückfahrt, alles mit dem Taxi?

»Keine Sorge«, sagte er, als hätte er meine Gedanken erraten. Er sei ausschließlich mit motorisierten Droschken unterwegs, egal wohin, er selbst sei des Fahrens unkundig.

Er sei ... von Paris mit dem Taxi in die Normandie gereist? Ungläubig starrte ich ihn an.

»Ja, natürlich.« Er habe überlegt, einen Chauffeur in seine Dienste zu nehmen, wie unser verehrter Marcel, aber einen Agostinelli habe er noch nicht gefunden. Und dann müsse er wohl auch ein Gefährt anschaffen, nein, nein.

Die Taxifahrt endete vor meinem Schloss. Meine Gesellschaft sei ihm angenehm gewesen, betonte Igor und reichte mir eine Visitenkarte. Ich solle Gebrauch davon machen, wenn mich mein Weg nach Paris führe. Mit einem Äquivalent konnte ich nicht dienen, gab ihm stattdessen die Hand und stieg aus. Einen Moment noch blieb ich auf der Straße stehen, um das Taxi sich entfernen zu sehen. Dann ging ich hinein. In meinem Zimmer wollte ich Igors Visitenkarte aus meiner Jackentasche ziehen, in die ich sie gesteckt zu haben glaubte. Nichts, auch in der anderen nicht. Ich kramte in meiner Tasche, fasste in die Hosentasche, suchte den Fußboden ab. Ich lief die Treppe hinunter, die Augen auf den Boden gerichtet, durch den Empfangsraum bis auf die Straße, wo wir uns verabschiedet hatten. Die Karte blieb auf eigenartige Weise verschwunden. Ich habe nie erfahren, wem ich die unvergesslichen Erlebnisse dieses Tages zu verdanken hatte. Das Unergründliche verlieh ihnen eine geheimnisvolle Aura.

Später, wenn ich in Paris gelegentlich durchs 8. Arrondissement schlenderte, fiel mir Igor wieder ein. Ich betrachtete die Gesichter der Passanten genauer als üblich, in der Hoffnung, er würde mir zufällig über den Weg laufen. Aber ich habe Igor nie wiedergesehen.

Das Grand Hôtel in Cabourg besuchte ich noch einige Male. Auch das Allerheiligste durfte ich betreten, mit Erlaubnis des damaligen Bürgermeisters, Monsieur Henriot, der mir, die ich auf Recherche für einen literarischen Reiseführer war, nicht nur alle Türen, sondern auch die Luke zum Hoteldach öffnete. Der Bürgermeister und Vorsitzende der Proust-Gesellschaft sorgte dafür, dass das Hotel den Charakter der Belle Époque trotz behutsamer Renovierungen nicht verlor. Ob es tatsächlich das Zimmer 414 war, in dem die *Recherche* geschrieben wurde, sei allerdings nicht mit letzter Sicherheit zu

behaupten, sagte Monsieur Henriot. Aber die Wahrscheinlichkeit sei groß, denn Proust habe gleich drei angrenzende Zimmer im vierten Stock gemietet, um sich vor Lärm zu schützen.

Im Lauf der Zeit bin ich mehrmals mit Freunden, die mich in Trouville besucht haben, nach Cabourg gefahren und habe den Wandel verfolgt, dem das Grand Hôtel unterlag. Zunehmend unfreundlicher und abweisender wurde dem Ansinnen, sich umzusehen, stattgegeben. Bis die neuen Concierges, offenbar mit Instruktionen versehen, unliebsame Eindringlinge abzuwehren, nur noch das Restaurant und nur für den Fall, dass man speisen wolle, in Aussicht stellten. Einer zuckte mit den Schultern und stellte sich taub. Wer kein Zimmer mietete, so die Botschaft, hatte im Grand Hôtel nichts zu suchen.

Heute gehört das Grand Hôtel Cabourg zum französischen Unternehmen Accor, einer der größten Hotelketten weltweit. Es ist eingereiht in die Sparte der Fünf-Sterne-Luxushotels, bietet mehrere Tagungsräume an und serviert Cocktails, die »einen echten Einblick in Prousts Welt versprechen«. Würde man der Accor-Werbung Glauben schenken, dann hätte Proust seine Inspiration zum Schreiben dem »prunkvollen Hotel, dem poetischen Zimmer und dem ständigen Flanieren am Meer« zu verdanken. Wenn bekannt würde, dass er die meiste Zeit krank, miesepetrig und schreibend im Bett verbrachte, könnten Gäste abgeschreckt werden, die eine Zeitreise in die als lebens- und sinnenfroh angesehene Belle Époque erleben möchten. Marcel Proust ist nur noch ein Name, der zu Werbezwecken genutzt wird.

Hôtel des Roches Noires

Um das Hôtel des Roches Noires schlich ich bei meinem ersten Aufenthalt herum wie eine hungrige Katze auf der Suche nach etwas Essbarem. Die Marguerite-Duras-Treppe an der Außenseite des Hotels lief ich auf und ab, den Blick auf den Balkon im ersten Stock gerichtet, der zur Wohnung der Schriftstellerin gehört. Ich setzte mich in den Sand, den Rücken an die von der Sonne erwärmte Mauer gelehnt, die kleine weiße Pforte im Auge, durch die die Bewohner direkten Zugang zum Strand haben. Aber es wollte niemand an den Strand, nie sah ich jemanden hinein- oder hinausgehen. Das ehemalige Hotel, dessen Zimmer in den 1960er-Jahren parzelliert und als Eigentumswohnungen verkauft wurden, machte den Eindruck einer uneinnehmbaren Festung. Gut erhalten, aber nicht herausgeputzt, ockerfarben mit weißen Fensterläden, liegt es da wie ein gestrandeter Ozeandampfer, mit einem kleineren Nebengebäude, den Roches Normandes, an seiner Seite.

Mir kamen das Haus, der Garten, die Pforte, der Strand so bekannt vor, als sei ich schon einmal hier gewesen. Aber an was ich mich erinnerte, waren Bilder aus Marguerite Duras' Film *Die Frau vom Ganges*, die all die Jahre in mir geruht hatten und nun, lebendig und unverändert, hervortraten und mir vorgaukelten, es seien meine eigenen Sinneseindrücke gewesen. Wie sehr traut man der Erinnerung? Am besten gar nicht, wenn es um den Wirklichkeitsgehalt geht. Vollkommen dagegen unter der Voraussetzung, dass Fantasie und Vorstellung einen genauso intensiven Eindruck im Gedächtnis hinterlassen können wie Erlebtes.

Jedenfalls ließ mich der Wunsch, in den Roches Noires zu wohnen, heimisch zu werden, nicht mehr los. Ich glaubte, irgendein Geist der Inspiration würde dort durch die Korridore wehen und die Kreativität derjenigen, die ihn herbeirufen, günstig beeinflussen. Vielleicht gehörte die Außenmauer des Gebäudes zum Wirkungskreis des guten Geistes, oder er war gerade zum Luftschnappen am Strand gewesen und fand mich, eine Bedürftige, bei seiner Rückkehr vor. Wie sonst wäre es zu erklären, dass genau dort, den Rücken an die Mauer gelehnt, die Hände auf die rauen Steine gelegt, in mir eine Idee entstand. Ich würde einen literarischen Reiseführer über die Normandie schreiben, wozu umfangreiche Recherchen vor Ort notwendig wären. Als Standort sollte

das Hôtel des Roches Noires dienen. Mein Wunsch, die Festung zu erobern, wuchs. Ich wollte dort hinein. Aber wie? Alle Eingangstüren, auch das große Tor, waren mit Codeanlagen versehen, und ich hatte keinen Gewährsmann, der mir hätte Einlass verschaffen können. Auch der Genius Loci schien sein Tagwerk beendet und sich in die inneren Gefilde seines Wirkungskreises zurückgezogen zu haben.

Zwei Tage lief ich rat- und erfolglos herum, bis sich am dritten eine Gelegenheit ergab. Ich beobachtete, wie eine Person, ein Mann im Overall, der Gärtner vielleicht, sich an den Blumenbeeten zu schaffen machte. Als er kurz darauf einem Lieferwagen das Tor zum Grundstück öffnete, schlüpfte ich hinein und sprach ihn an. Ob jemand eine Wohnung vermieten würde, fragte ich, für drei oder vier Wochen im Sommer. Es war der Concierge, wie ich erfuhr, und der legte seine Stirn in Falten und dachte nach. Für vier Wochen, das sei lang. Ich würde einen Ort zum Schreiben suchen. Hm, ja, vielleicht ... Er würde fragen, ich solle ihn am Nachmittag anrufen. Kommen Sie mit in die Portierloge. So betrat ich, im Schlepptau des Concierge, zum ersten Mal die Eingangshalle, die ich aus den Duras-Filmen kannte. Genau so hatte ich sie in Erinnerung: die Säulen, der geflieste Fußboden, die ockerfarbenen Cocktail-Sessel, die großen Bogenfenster zur Strandseite hin. Langsam schreitend, als sei nur diese Art der Fortbewegung dem Ort angemessen, näherte ich mich dem Fenster und sah auf den leeren Strand hinaus. Da stand ich und konnte nicht glauben, dass ich es war. Dieses Gefühl, etwas Wirkliches und Unwirkliches zugleich zu erleben, hatte ich nie vorher gehabt. Der freundliche Concierge führte mich zurück zu seiner Loge, in der Hunderte von Schlüsseln an einem Holzregal hingen. Er schrieb mir seine Telefonnummer auf, verwies, als er meinen umherschweifenden Blick sah, darauf, dass die Halle unter Denkmalschutz stehe, und entließ mich mit den Worten, die kleine Gartenpforte zum Strand sei offen. Seine Bemühungen hatten Erfolg. Am Nachmittag lernte ich Héléne kennen, eine Fotografin aus Paris, die neben ihrer eigenen Wohnung noch ein kleines Studio ohne Meerblick besaß, ein Zimmer mit Bad und Kochstelle im Wandschrank, Fenster zum Parkplatz und zur Straße. Eigentlich vermiete sie nicht. Ich weiß nicht, ob der Geist wieder seine Hand im Spiel hatte oder ob meine Begeisterung für das zauberhafte Studio den Ausschlag gab, jedenfalls wurden wir uns einig, dass ich den ganzen Juli hier verbringen würde. Nach einer Anzahlung erhielt ich den Code für Tor und Tür und konnte mein Glück kaum fassen.

Das war mein Entrée ins Hôtel des Roches Noires, wo ich in den kommenden Jahren nicht nur die Sommer verbrachte. Immer wenn es mir möglich war, Baden-Baden zu verlassen, egal zu welcher Jahreszeit, packte ich Koffer und Laptop in mein Auto und nahm die bald schon bekannte Route vorbei an Metz, Reims, Laon, Amiens und Rouen bis Le Havre. Mit den Jahren machte ich an immer denselben Raststätten halt, weil bis dahin meine Aufmerksamkeit reichte und der Hunger aushaltbar war. Eine Pause, die Beine vertreten, meinen Proviant verzehren. Eine halbe Stunde, nicht länger, dann weiter, durch Lothringen, die Picardie, die Normandie. Sanfte Hügel und Fachwerkhäuser, Bauernhöfe und Felder säumen die Autobahn, wenn man Rouen nördlich passiert hat und die Ausläufer des Seine-Naturparks streift. Wenn ich den Pont de Normandie, die beeindruckende Schrägseilbrücke über die Seine-Mündung,

erreichte, wusste ich, es war geschafft. Nur noch durch Honfleur, das Hafenstädtchen, dann die Küstenstraße entlang, am Ortseingang von Trouville rechts abgebogen – und da sah ich es schon liegen, das Hôtel des Roches Noires, den gestrandeten Ozeandampfer. Das Studio wurde nur an mich und eine Freundin der Besitzerin vermietet, die es ausschließlich im August bewohnte. Es war ein wunderbares Gefühl, es jederzeit nutzen zu können, eine Mail genügte.

Mit der Zeit wuchs der Berg an Dingen, die ich in Hélènes Bodenkammer lagerte, was mir erlaubte, mit leichterem Gepäck zu reisen. Gummistiefel, eine Regenjacke, Bücher, Schreibutensilien, sogar eine Zahnbürste warteten dort auf meine Wiederkehr. Nach zwei Jahren schaffte ich mir ein Fahrrad an, das seinen Platz im Keller des Nebengebäudes fand und von Hélènes Lebensgefährten, einem passionierten Cyclisten, betreut wurde. Der Radius meiner Radtouren blieb allerdings gering. Die engen Straßen ohne Radwege, die unvorsichtigen Autofahrer und die nicht zu unterschätzenden Steigungen an der Küste hielten mich von größeren Ausflügen ab. Es blieb bei Fahrten zum Wochenmarkt, zum Schwimmbad und zur Pferderennbahn in Deauville, wo ich, eine ausgesprochene Dilettantin in Sachen Pferde, einmal sechzig Euro beim Wetten gewann, zum Bioladen in Touques oder zu den Herrenhäusern in Tourgéville.

Der Concierge legte mir *Le Monde* oder den *Figaro* vor die Tür, wenn die Abonnenten ihre Zeitung nicht abgeholt hatten. Dafür brachte ich ihm gelegentlich frische Milch mit vom Bauernhof in Villerville, wo es jeden Abend das am Tage geerntete Gemüse im Hofladen zu kaufen gab. Ich lernte nach und nach viele der Bewohner kennen, man traf sich in der Halle, im Garten, auf dem Parkplatz und redete über das Wetter, den Stromausfall, die Bauarbeiten, die in dem unter Denkmalschutz stehenden Gebäude nur schleppend vorankamen. Das Dach musste neu gedeckt, Treppen- und Flurdielen mussten abgeschliffen und versiegelt, Abflussrohre erneuert werden. Alle Bewohner klagten über die horrenden Kosten, die die Renovierungen verschlangen. Man liebt es eben, das alte Haus, sagten sie dann seufzend, vor vierzig Jahren haben wir die Wohnung gekauft, unsere Kinder sind hier groß geworden und werden sie einmal erben. Aber nicht alle liebten ihre Appartements genügend, um die finanzielle Last auf sich zu nehmen. Sie verkauften zu unvorstellbaren Preisen. Immobilien in Trouville, ja, an der ganzen Kanalküste waren begehrt und teuer. Russen und Chinesen gehörten zu den Käufern, und in das Hôtel des Roches Noires zogen als erste Nicht-Franzosen Schweizer ein. Ich war mit meinem Status als Mieterin im Großen und Ganzen zufrieden. Auch wenn sich gelegentlich der Wunsch breitmachte, das Studio, mein Studio, zu besitzen. Dann würde ich wirklich dazugehören, stellte ich mir vor, und mitbestimmen können auf den Eigentümersammlungen. Nach so einem Schub Begehrlichkeit rief ich mich wieder zur Vernunft. Das Studio stand mir immer zur Verfügung, und ich hatte die hohen Nebenkosten nicht zu tragen, besser konnte man es nicht treffen.

In meinem ersten Sommer erkundete ich jeden Winkel des Gebäudes. Ich lief die langen Flure mit den rot gemusterten, verblichenen Teppichen auf dem Holzboden auf und ab und verharnte vor den Appartements Nummer 105 (Marguerite Duras) und 111 (angeblich Marcel Proust).